

Berneuchens Impulse für die Praktische Theologie und kirchliche Praxis der Gegenwart

Von Alexander Deeg

Die Veröffentlichung des »Berneuchener Buches« liegt 90 Jahre zurück. Ich meine, dass es der Praktischen Theologie und der kirchlichen Praxis auch gegenwärtig wohl bekommen würde, wenn wir dieses Werk neu lesen und diskutieren würden. Und in die Richtung der Michaelsbruderschaft sage ich: Wir brauchen Sie und den theologischen, liturgischen und kirchlichen Schwung, den Sie schon einmal in die Kirche und die akademische Diskussion gebracht haben. Ich möchte dies zeigen, indem ich zunächst vier problematische Schlagworte gegenwärtiger liturgischer/praktisch-theologischer Diskussion aufnehme und mit Berneuchener Perspektiven verbinde. Abschließend blicke ich dann kurz, aber grundlegend auf die evangelischen Kirchen in diesen Jahren des Reformationsjubiläums.¹

1. Vier problematische Schlagworte gegenwärtiger liturgischer/praktisch-theologischer Diskussion – und die Ansätze der Berneuchener als kritisches Korrektiv

1.1 Ganzheitlichkeit/Sinnlichkeit – oder: die Leiblichkeit des Gottesdienstes

Es gibt eine Linie der Kritik am evangelischen Gottesdienst, die schon alt ist, aber seit einigen Jahrzehnten immer lauter wird: die Kritik an der Intellektualisierung, an der Konzentration auf das Wort im Sinne der verbalen Anrede, an der Verwandlung des Gottesdienstes in eine Einrichtung zur pädagogischen Beeinflussung der Teilnehmenden. Alles begann mit ein paar Sätzen aus Luthers kleiner Schrift »Von ordnung gottis diensts ynn der gemeine« aus dem Jahr 1523: »Darumb wo nicht gotts wort predigt wirt, ists besser, das man widder singe noch leße, noch zu samen kome.«² Die bloße Lesung des Wortes der Schrift reicht Luther

¹ Stark gekürzte und leicht überarbeitete Fassung meines Vortrags anlässlich des Michaelisfestes 2015 der Konvente Mitte-Ost und Württemberg am 10. Oktober 2015 in Volkenroda.

² WA 12, 35, 24f.

nicht aus; entscheidend wird für ihn die Predigt, die das Wort in seiner Eindeutigkeit als Anspruch und Zuspruch zu Gehör bringt. Besonders die Vorrede zu Luthers »Deutscher Messe« (1526) macht deutlich, dass sich bei Luther auch eine zunehmende pädagogische Funktionalisierung des Gottesdienstes Ausdruck verschafft. Luther schreibt, dass besonders die »eynfeltigen« und das »junge volck« eine solche *Deutsche* Messe nötig hätten, um »ynn der schrift und Gottis wort geubt und erzogen [zu] werden.«³ Im Zusammenhang der Erörterungen zur Vaterunserparaphrase und zur Abendmahlsermahnung, vom Duktus der Ausführungen her aber durchaus übertragbar auf den Gottesdienst insgesamt, meint Luther: »Denn es ist ja umb das volck zu leren und zu furen zuthun [...]«⁴

Die Pädagogisierung und Intellektualisierung des Gottesdienstes setzten sich in der Geschichte des Protestantismus fort, erreichten in der Aufklärung ihren Höhepunkt, halten sich aber seitdem als durchaus ambivalent diskutiertes Phänomen. Viele meinen, dass seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil und seinen liturgiepraktischen Konsequenzen in der deutschsprachigen Feier und regelmäßigen Integration der »Homilie« in die Messe auch die katholische Liturgie von derselben »Krankheit« befallen sei und an akuter »Sermonitis« leide.⁵

Das Motto liturgischer Gegenbewegungen im evangelischen Bereich lautet oft »Sinnlichkeit« bzw. »Ganzheitlichkeit«. M.E. sind das Worte, die sicher auch Richtiges meinen, die aber wie Gummi sind: biegsam und äußerst unterschiedlich zu gebrauchen. Teilweise leider auch so, dass *theologische* Argumentation durch den Verweis auf die notwendige Ganzheitlichkeit völlig sistiert wird. Weil wir »mehr Farbe im Gottesdienst« brauchen, werden bunte Stolen seit Jahren mit dem schwarzen Talar munter kombiniert. Weil der Körper und die Sinne eine Rolle spielen, werden vielfältige Beteiligungsmöglichkeiten – etwa in Form liturgischer Tänze angeboten –, die auf Gottesdienstfeiernde (wie wir aus empirischen Untersuchungen wissen) nicht selten höchst verstörend oder gar abstoßend wirken.

Die Berneuchener waren da weiter. Zunächst freilich teilen sie die Kritik an der kognitiven Dominanz evangelischer Gottesdienstgestaltung und -rezeption. Kritisch blicken sie in den

³ WA 19, 73, 18f.

⁴ WA 19, 97, 8f.

⁵ Vgl. Balthasar Fischer, Zehn Jahre danach. Zur gottesdienstlichen Situation in Deutschland zehn Jahre nach Erscheinen der Liturgie-Konstitution, in: ders. u.a., *Kult in der säkularisierten Welt*, Regensburg 1974, 117–127, 122.

Die Berneuchener blieben nicht bei der Kritik stehen. Mit dem Begriff des Gleichnisses verweisen sie auf eine Denknottwendigkeit, die die Leiblichkeit menschlicher Existenz und göttlicher Wirklichkeit in den Blick nimmt.

1920er Jahren auf den mangelnden »Formwillen« (49–56)⁶ der evangelischen Kirche. Man habe sich damit begnügt, im Gottesdienst einen »Torso aus der Meßordnung« zu feiern (51). Die Kirche sei zu einer »Erziehungsanstalt« verkümmert (54). Und auch Kritik an der Dominanz der Predigt war bei den Berneuchenern zu hören.⁷

Aber die Berneuchener blieben nicht bei der Kritik stehen. Mit dem viel diskutierten Begriff des *Gleichnisses* verweisen sie auf eine grundlegende theologische Denknottwendigkeit, die die *Leiblichkeit* menschlicher Existenz und göttlicher Wirklichkeit in den Blick nimmt und beides aufeinander bezieht. Ein Gleichnis steht für die Verbindung zwischen der »Wirklichkeit der Welt« an »konkreten Orten« (78) und der Gottes- und Christuswirklichkeit. Wie in einem *Symbol* liegen diese beiden Wirklichkeiten *ineinander*, dürfen nicht getrennt (wie etwa im aufklärerischen Deismus oder auch im neuzeitlichen Subjektivismus, bei dem Gott soweit in das eigene Individuum gezogen wird, dass er kein Gegenüber mehr ist, sondern nur noch ein Modus des individuellen Erlebens oder der subjektiven Selbstdeutung), aber auch nicht einfach pantheistisch identifiziert werden. Was die Berneuchener *Symbol* bzw. *Gleichnis* nennen, ist faktisch eine Gratwanderung in der Welt- und Gotteswirklichkeit.

Noch präziser erscheint mir der Begriff der *Leiblichkeit* (»Sinn des Leibes«, 100). Es geht im evangelischen Gottesdienst eben nicht um irgendeine Art von Ganzheitlichkeit, sondern zunächst und vor allem um die Gemeinde als *Leib Christi* und den Gottesdienst – so sage ich nun einmal – als *Leibübung* an und in *diesem* Christusleib, als Vergewisserung und performative Neuinszenierung unserer Zugehörigkeit zu *diesem* Leib. Das ist der *Inhalt*, der im Gottesdienst seine Form sucht und so zu immer neuer liturgischer Kreativität und vor allem Experimentierfreude führen muss. Die 1920er Jahre waren die Zeit, in der parallel Romano Guardini auf Burg Rothenfels und die Berneuchener auf ihrem Gut im Osten Gestaltwerdungen des Christusleibes im Gottesdienst erprobten. Und ich frage mich immer wieder, warum eigentlich die dabei entdeckten Dimensionen der Leiblichkeit nicht längst weit vermehrt Eingang in unsere Gottesdienste gefunden haben (oder: einen Rückweg in die evangelischen Gottesdienste):

⁶ Alle Zitate in Klammern beziehen sich auf: Das Berneuchener Buch. Vom Anspruch des Evangeliums auf die Kirchen der Reformation, hg. v. der Berneuchener Konferenz, Hamburg 1926.

⁷ Vgl. hier auch die von den Michaelsbrüdern vorgelegte Liturgie zum »Heiligen Abendmahl«, die eine Feier konzipiert, in der vollständig auf Predigt verzichtet wird.

Sich-Bekreuzigen, Taufwasser am Eingang der Kirche, Knien, Salben ...

1.2 Authentizität – oder: das paradoxale Subjekt der Liturgie

»Authentisch« – dieses Adjektiv ist im Protestantismus der Gegenwart mit Sicherheit das, was Peter Bukowski in seiner Homiletik als »Mirandum« bezeichnete: ein Wort mit unbedingt positivem Klang, dessen genaue semantische Bedeutung demgegenüber eher sekundär sein kann.⁸ »Du warst/bist ganz authentisch« – dies wird als das höchste Lob empfunden, das man evangelischen Pfarrerinnen und Pfarrern machen kann. Die Karriere des »Authentischen« korrespondiert mit der Bedeutung, die die Person des Pfarrers ohnehin in der evangelischen Kirche in den vergangenen Jahrzehnten gewonnen hat. Schon vor Jahren konstatierte Volker Drehsen, dass gegenwärtig nicht mehr das (Pfarr-) Amt die Person trage, sondern die Person das Amt.⁹

Aus der Forderung nach Authentizität folgt u. a. und durchaus problematisch das, was ich seit einiger Zeit die Wut des Gestaltens nenne.

Aus der Forderung nach Authentizität folgt u. a. und durchaus problematisch das, was ich seit einiger Zeit die *Wut des Gestaltens* nenne. Liturgisch Verantwortliche unternehmen viel, um den Gottesdienst so ansprechend wie möglich für ihre Gemeinden zu gestalten und verstehen sich dabei selbst als liturgische Anbieter eines recht individuell zugeschnittenen Gottesdienstformats.

Problematisch ist der Begriff der Authentizität aber auch für die Person selbst, die als »ganz authentisch« erlebt werden soll. Berühmt und viel zitiert ist Richard Sennetts Begriff der »Tyrannei der Intimität«. Der Soziologe Sennett untersuchte das Verhältnis von Privatem und Öffentlichem seit dem 18. Jahrhundert bis in die Gegenwart. Sein Ergebnis: Das Private überlagert mehr und mehr das Öffentliche und verändert das Verhalten von Menschen im öffentlichen Raum, genauer: Sie werden dazu gedrängt, ein spezifisches öffentliches Rollenverhalten, das etwa im 18. Jahrhundert im öffentlichen Raum noch völlig üblich war, aufzugeben und auch auf der Straße »ganz sie selbst« zu sein. Es komme zur »Tyrannei der Intimität« als eine logische Konsequenz des Verlusts der Möglichkeit eingeübten Rollenverhaltens.¹⁰

Mit Sicherheit ist dies ein Aspekt, der auch das geistliche Amt belastet. Wo nicht mehr das Amt die Person trägt, sondern die

⁸ Vgl. Peter Bukowski, Predigt wahrnehmen. Homiletische Perspektiven, Neukirchen-Vluyn 1995, 85–87.

⁹ Vgl. Volker Drehsen, Vom Amt zur Person. Wandlungen in der Amtsstruktur der protestantischen Volkskirche. Eine Standortbestimmung des Pfarrberufs aus praktisch-theologischer Sicht, in: *IJPT* 2 (1998), 263–280.

¹⁰ Vgl. Richard Sennett, Verfall und Ende des öffentlichen Lebens. Die Tyrannei der Intimität, übersetzt v. Reinhard Kaiser, Berlin 2008, 424 und passim.

Person das Amt, steht und fällt mit der Wahrnehmung der Person alles. Das Pfarramt wird – nochmals anders, als es dies in vergangenen Zeiten war – zu einem in jeder Situation die Person herausfordernden Amt. Wahrscheinlich ist hier einer der wesentlichen Gründe für die Zunahme pastoralen »Burn outs« in den vergangenen Jahrzehnten zu suchen.

Auch die Philosophen und Kulturwissenschaftler Josef Früchtl und Jörg Zimmermann nehmen eine wesentliche Verschiebung in der Gesellschaft des 19. Jahrhunderts wahr. Sie erkennen, dass zu dieser Zeit auch der im 17. Jahrhundert erstmals belegte Begriff der »Authentizität« intensiver verwendet wurde – zu einer Zeit also, als man die Differenz zwischen öffentlichem Auftreten und wirklichem Fühlen als Problem empfand.¹¹ Früchtl und Zimmermann problematisieren den Begriff der »Authentizität« und betonen demgegenüber die Unausweichlichkeit der Inszenierung. Die Folge: Wer jenseits der Permanenz der Inszenierung nach Authentizität suche, der greife nach einem »verblassende[n], metaphysikbehaftete[n] Gegenbegriff von ›Inszenierung‹«,¹² einem Begriff, der sich sozusagen auf der Suche nach dem ›Wesen‹ bzw. dem ›Eigentlichen‹ einer Person befinde, dabei aber deren ständige Kontextualität ausblenden müsse. Folgt man dieser Linie der Argumentation, so wäre die Forderung nach Authentizität in ihrer Unmöglichkeit noch einmal potenziert, und die »Tyrannei der Intimität« verwandelte sich in eine »Tyrannei der geforderten, aber niemals erreichbaren Authentizität«.

Für Geistliche freilich findet sich diese Authentizitätsforderung m.E. in einer nochmals anders formatierten Steigerung vor. Sie sollen und wollen, ganz im Sinne von 1Petr 3,15, »Verantwortung« übernehmen und Zeugnis geben »vor jedermann, der Rechenschaft von euch fordert über die Hoffnung, die in euch ist«. Was aber ist, wenn da gerade keine »Hoffnung« in ihnen ist? Was ist, wenn mich die »tentatio« bestimmt, die für Luther doch sogar zum Kennzeichen des Theologen gehört? – Das »eigene Erlebnis« reicht nicht aus. Und beinahe könnte man fragen: Wie sollte es auch? Wenn zu reden ist von Gott inmitten dieser Welt, vom gekreuzigten Christus, in dem doch auf paradoxe Weise alle Hoffnung ruht, dann ist das – wie schon Paulus wusste – bestenfalls »Torheit« und allemal »nährisch« (vgl. 1Kor 1,18; 4,10).

¹¹ Vgl. Josef Früchtl/Jörg Zimmermann, *Ästhetik der Inszenierung. Dimensionen eines künstlerischen, kulturellen und gesellschaftlichen Phänomens*, edition suhrkamp 2196, Aesthetica, Frankfurt/M. 2001, 23f.

¹² AaO., 19.

Es ist alles andere als eine Flucht, wenn Gottesdienst-feiernde erkennen, wie heilsam es ist, dass es eine Liturgie gibt, dass der Evangelische Gottesdienst da ist und nicht erfunden werden muss.

Die, die heute Gottesdienst gestalten, können dies in entspannter Gelassenheit und gleichzeitig in erwartungsvoller Offenheit tun.

Es ist m.E. alles andere als eine Flucht, wenn Gottesdienstfeiernde dann erkennen, wie heilsam es ist, dass es eine Liturgie gibt, dass der Evangelische Gottesdienst da ist und nicht erfunden werden muss. Es gibt etwas, das nicht ich ganz *authentisch* aus mir heraus hervorgebracht habe – und für das ich dann von der Gemeinde gelobt werden muss oder getadelt werden kann. Der Weg in das Gemeinsame, Überlieferte und Tragende der Liturgie ist zugleich ein Weg aus der Tyrannei der Authentizitätsforderung zum Verständnis des liturgischen Dienstes als eines Dienstes aus der Gemeinde und für die Gemeinde, die das eigentliche Subjekt der Liturgie ist.

Die Berneuchener haben betont, dass eine Erneuerung der Kirche nur über eine geistliche Erneuerung der Gläubigen und eine Erneuerung des Gottesdienstes nur über eine Erneuerung des Verständnisses derer, die ihn feiern, erfolgen kann. Das Entscheidende dabei wäre, dass es beim Subjekt des Liturgen oder der Liturgin gerade nicht um die paradoxerweise gemeindlich oft eingeforderte Authentizität geht, sondern um ein Verhalten, das ich gemeinsam mit Michael Meyer-Blanck *liturgische Präsenz* genannt habe. Carl Immanuel Nitzsch formulierte diese Rollenvorgabe bereits vor 160 Jahren – in der Sprache seiner Zeit verhaftet, in der Aussage m.E. bis heute gültig – so: »Die erste Bedingung desselben [des Liturgen, AD] ist die durch Sammlung und Aufblick herzustellende liturgische Gesinnung, welche in Ehrerbietung gegen die Gemeinde und in Ehrfurcht vor dem gegenwärtigen Herrn, in demüthiger und freudiger Zuversicht zu den Gründen und Zwecken des Amtes, in kirchlicher Geistesgegenwart besteht. Denn diese Innigkeit des liturgischen Bewußtseins macht alle schlechte Individualität verschwinden und bringt ungesuchter Weise die amtliche Person zum Vorschein [...]«. ¹³

Genau dies schwebte wohl auch den Berneuchenern und den Michaelsbrüdern vor. Die, die heute Gottesdienst gestalten, können dies in entspannter Gelassenheit und gleichzeitig in *erwartungsvoller Offenheit* tun. Sie tun viel, ja, aber dass der Gottesdienst gelingt, hängt nicht an ihnen. Die bange Frage, die Gerald Moore, der pianistische Begleiter zahlreicher Solo-Sänger, über seine Lebenserinnerungen setzte, könnte und müsste auch die Frage der Liturginnen und Liturgen sein: »Bin ich zu laut?« ¹⁴

Was evangelische Pfarrerinnen und Pfarrer heute immer neu entdecken müssten, wäre eine *erwartungsvolle Bescheidenheit* in

¹³ Carl Immanuel Nitzsch, *Praktische Theologie. Zweiter Band: Zweites Buch: Das kirchliche Verfahren oder die Kunstlehren. Erste Abteilung: Der Dienst am Wort*, Bonn 1848, 382.

¹⁴ Vgl. Gerald Moore, *Bin ich zu laut? Erinnerungen eines Begleiters*, München ¹⁰2000.

*Pfarrerinnen
und Pfarrer
sollten nur dann
vorne im Gottes-
dienstraum oder
gar am Altar
stehen, wenn sie
dort eine Auf-
gabe haben. Und
wo Pfarrerinnen
und Pfarrer
keine liturgische
Funktion ha-
ben, brauchen
sie ganz be-
stimmt keinen
Talar.*

der Liturgie. Giorgio Agamben hat in seiner Analyse des (geistlichen) Amtes den Priester als »paradoxales Subjekt« beschrieben.¹⁵ Der Priester handelt, weiß aber, dass das eigentliche Subjekt seines Handelns ein anderes ist: Gott. Die Liturgie sei das »Paradigma einer menschlichen Aktivität [...], deren Wirksamkeit nicht vom Subjekt abhängt, das sie ins Werk setzt, und die dennoch auf das Subjekt als »lebendiges Instrument« angewiesen ist, um sich zu verwirklichen [...]«.»¹⁶ Es geht um ein Handeln in entschiedener Aktivität und gleichzeitig in einer Struktur, die dem paulinischen *hos me* (1Kor 7,29f) entspricht. Ich spreche an dieser Stelle von *liturgischer Medialität* und meine, dass sich diese Haltung mit Demut und Selbstlosigkeit, aber auch mit Selbstironie und Heiterkeit verbindet.

An dieser Stelle gilt es unbedingt, auch für vermeintliche Kleinigkeiten aufmerksam zu werden. Pfarrerinnen und Pfarrer sollten nur dann vorne im Gottesdienstraum oder gar am Altar stehen, wenn sie dort eine Aufgabe haben. Ansonsten befinden sie sich mitten unter der Gemeinde. Sonderplätze für Pfarrerinnen und Pfarrer am Rand oder im Altarraum sind abzuschaffen, alte Pfarrersstühle sollten eher nicht mehr genutzt werden. Kein Pfarrer und keine Pfarrerin muss gemeinsam gesprochene oder gesungene Texte lautstark ins Mikrofon sprechen ... Und wo Pfarrerinnen und Pfarrer keine liturgische Funktion haben, brauchen sie ganz bestimmt keinen Talar und sollten diesen m.E. auch nicht tragen (auch nicht bei Amtseinführungen von Kolleginnen und Kollegen oder Ordinationen).

1.3 Erleben – oder: Erfahren im Gottesdienst

Wo die Wut des Gestaltens zuschlägt und sich mit der Forderung nach Authentizität verbindet, gibt es Phänomene, die jeder kennt und die vielfach karikiert wurden und werden. Pfarrerinnen und Pfarrer geben sich mit Gitarre und Flöte große Mühe in der Übung liturgischer Lockerheit und immer freundlicher Moderation, machen sich Gedanken, wie der Gottesdienst unter Einbeziehung noch mehr Aktiver unterschiedlichen Alters noch bunter und durch gelingende Themenwahl noch situationsgerechter werden kann ... Das Problem an solchen Versuchen der vermeintlich attraktiveren Gestaltung des Gottesdienstes liegt dabei gar nicht einmal in der manchmal Mitleid erregenden Ästhetik, sondern vielmehr in einem Verlust an geistlicher Seriosität, in der Trivialisierung und gleichzeitig nochmals verstärkten Päd-

¹⁵ Giorgio Agamben, *Opus Dei. Archäologie des Amtes*, Frankfurt/M. 2013, 50.

¹⁶ *AaO.*, 54.

Die Berneuchener haben einen scharfen Blick für die neuzeitliche Gefahr des Erlebens. Leider aber findet sich im Berneuchener Buch kein Gegenbegriff.

gogisierung des Gottesdienstes. Keine liturgische Sequenz bleibt dann mehr unerklärt; die Liturgie wird der rituellen Rezeption entzogen und der einseitig kognitiven zugeordnet.¹⁷

Karl-Heinrich Bieritz rief in dieser Situation bereits vor vielen Jahren liturgisch zum Einlenken auf: Gerade in der Erlebnisgesellschaft müsse der Gottesdienst zum »Gegen-Zeichen« werden.¹⁸ Es müsse darum gehen, »Gegentöne zum Geräusch der Welt«¹⁹ hörbar zu machen und »den eschatologischen Widerspruch gegen alle Kultur [...] kulturell zu markieren.«²⁰

Die Berneuchener waren im Kontext der Jugendbewegung entstanden, in der das *Erleben* und das *Erlebnis* eine zentrale Rolle spielten. Dennoch setzen sich die Berneuchener bereits früh und kritisch mit dem Erlebnisanspruch ihrer Generation auseinander. Das Berneuchener Buch erkennt im »Subjektivismus« und in »geistliche[r] Genußsucht« (105) Hauptprobleme des Gottesdienstes. Die Berneuchener haben einen scharfen Blick für die neuzeitliche Gefahr des Erlebens. Leider aber findet sich im Berneuchener Buch kein Gegenbegriff. Mein Vorschlag wäre, das *Erlebnis* von der *Erfahrung* zu unterscheiden – und damit einer terminologischen Unterscheidung Walter Benjamins zu folgen.

In seiner Abhandlung »Über einige Motive bei Baudelaire« unterscheidet Benjamin *Erlebnis* und *Erfahrung*.²¹ Die Unterscheidung ist zugleich mit einer modernitätsskeptischen Wahrnehmung verbunden. Erfahrungen nämlich, so Benjamin, würden in der Moderne immer mehr verkümmern und verschwinden; Erlebnisse hingegen träten an ihre Stelle. Erlebnisse sind für Benjamin keineswegs die Vorstufe der Erfahrungen (wie für viele andere Denker), sondern stehen in Konkurrenz zu Erfahrungen, seien aber das typische Signum der modernen Gesellschaft.

Erfahrungen versteht Benjamin als »kontinuierlich, ganzheitlich und deshalb auch kohärent«; sie werden narrativ weitergegeben und bilden so das, was man »Tradition« nennen kann. Erlebnisse hingegen seien »diskontinuierlich«, »inkohärent«; sie entstünden durch schockhafte Ereignisse, zufällig, austauschbar. Der Mensch der Moderne sei zunehmend diesen schockhaften Ereignissen ausgesetzt – und verliere so die Erfahrungen, die Benjamin in seinem berühmten Kunstwerk-Aufsatz (»Das

¹⁷ Vgl. Karl-Heinrich Bieritz, *Erlebnis Gottesdienst. Zwischen Verbiederung und Gegenspiel. Liturgisches Handeln im Erlebnishorizont*, in: *WzM* 48 (1996), 488–501, 496.

¹⁸ *AaO.*, 500.

¹⁹ *AaO.*, 497.

²⁰ *Ebd.*

²¹ Vgl. zum Folgenden Michael Makropoulos, *Subjektivität zwischen Erfahrung und Erlebnis. Über einige Motive bei Walter Benjamin*, zuerst in: Gérard Raulet/Uwe Steiner (Hg.), *Walter Benjamin. Ästhetik und Geschichtsphilosophie*, Bern 1998, 69–81, hier zitiert nach www.michael-makropoulos.de.

»Vielleicht sollte der Sonntagsgottesdienst mit mehr Mut zur Ritualität und zur Wiederkehr des Gleichen gefeiert werden.«

Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit«) als »Aura« beschreibt, als unverfügbare Präsenz. Die Vielzahl der Erlebnisse führe gerade (und paradoxerweise) nicht zu einem angeregten Leben, sondern zu einem Leben der Langeweile, des Überdrusses, der Ohnmachtserfahrung. Gleichzeitig aber steige die Sehnsucht nach einer Wiedergewinnung der Aura, nach »Erfahrung« jenseits des bloß schockhaften Erlebens.

Erfahrungen, so nehme ich Benjamin auf, lassen sich nur durch Gelassenheit und Übung machen, durch Kontinuität und eine Zurücknahme des unmittelbaren Erlebnisimperativs. Liturgisch bedeutet dies: Gelassenheit auch gegenüber den herkömmlichen Formen zu wahren. So meint auch Michael Meyer-Blanck: »Vielleicht sollte der Sonntagsgottesdienst [...] mit mehr Mut zur Ritualität und zur Wiederkehr des Gleichen gefeiert werden und ohne den Zwang einer in jedem Fall notwendigen »situativen Klärung.«²²

Gerade dieser Weg entspräche den Erwartungen von Evangelischen, wie nun auch neue empirische Studien zeigen. Eine im Auftrag des Gottesdienstinstituts der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern durchgeführte Untersuchung führt vor Augen, dass gerade diejenigen, die gelegentlich, aber nicht jeden Sonntag in die Kirche gehen, die vertraute Liturgie schätzen, wogegen Variationen des vertrauten Rituals auf Ablehnung stoßen.²³

Paradoxerweise kann es dann geschehen, dass die Zurückhaltung gegenüber dem Erlebnismarkt dazu führt, dass der Gottesdienst an ebendiesem Markt an Bedeutung gewinnt. Er hat dann nämlich eine »unique selling position«, weil er das verheißt, was es in keiner anderen Veranstaltung am Sonntagmorgen vergleichbar gibt.

1.4 Zeitgemäßheit – oder: Traditionskontinuität

Die Tradition hat es nicht leicht ... Eigentlich könnte man ja denken, dass der Furor der 1968er längst ad acta gelegt wäre. Damals wurde Tradition nur als Ballast gesehen, den man möglichst dringlich abwerfen müsse, um sich von der damit verbundenen Autorität zu befreien. Freilich ist auch die Gegenbewegung hoch problematisch: die Huldigung der Tradition, wie sie gesellschaftlich und vor allem kirchlich gegenwärtig durchaus begegnet.

²² Michael Meyer-Blanck, Der Sonntagsgottesdienst. Elemente einer praktisch-theologischen Theorie des »Normalfalles«, in: Kristian Fechtner/Lutz Friedrichs (Hg.), Normalfall Sonntagsgottesdienst? Gottesdienst und Sonntagskultur im Umbruch, Stuttgart 2008, 72–81, 78.

²³ Vgl. Hanns Kerner, Der Gottesdienst. Wahrnehmungen aus einer neuen empirischen Untersuchung unter evangelisch Getauften in Bayern, Nürnberg o. J. [2007], 14.

Genau deshalb scheint mir der von Klaus Raschzok geprägte Begriff der *Traditionskontinuität* im Blick auf den Gottesdienst hilfreich. Einerseits ist damit klar, dass nicht wir diejenigen sind, die ganz von vorne beginnen und den Gottesdienst neu erfinden. Der Begriff sagt aber zugleich, dass Wandel und Veränderung notwendig sind. Einfach denselben Gottesdienst immer weiter zu feiern, würde nicht bedeuten, Tradition zu pflegen, sondern der Musealisierung entgegenzuarbeiten.

In der gegenwärtigen evangelischen Diskussion zeigt sich die Kritik an der Tradition u.a. im Kontext der Arbeiten an der Perikopenrevision. Der eingeschlagene Weg weist in die Richtung einer *moderaten* Revision einer insgesamt bewährten Ordnung. Etwa Christian Grethlein meint allerdings, hier zeige die Kirche und zeige die Praktische Theologie, dass sie die Wirklichkeit aus dem Blick verloren haben. Man müsse einsehen, dass angesichts der Tatsache, dass etwa Konfirmandinnen und Konfirmanden die meisten Bibeltexte einfach nicht ›verstehen‹, radikal neue Wege beschritten werden müssen. Konkret sieht das für Grethlein so aus, dass jeweils vor Ort entschieden werden solle, welche biblischen Texte aufgrund der Situation interessant und wichtig seien.

Es wäre schon hilfreich, meine ich, wenn die Kritiker des Traditionskontinuierlichen gelegentlich etwas bescheidener in ihrer Forderung nach ›Neuem‹ auftreten würde. Die Schriftstellerin Sibylle Lewitscharoff meint (primär bezogen auf die Praxis literarischen Schreibens): »Es ist sogar so, daß wirklich Neues niemals einfach nur aus Neuem heraus entsteht, das ist sogar menschenunmöglich, sondern aus anders aufgefaßten, anders belebten älteren Denk- und Beobachtungsmustern.« Denn: »Wir gegenwärtigen Leute sind in unserem Denken und Auffassen viel zu gleichgeschaltet, einander viel zu ähnlich, als daß allein daraus etwas Überraschendes zustande gebracht werden könnte.«²⁴

Die Berneuchener erkannten in den 1920er Jahren: »Es gibt keine unwandelbare Form« (99). Gleichzeitig aber bedeute die Einkehr in das, was traditionell da ist, ein Heilmittel gegen die vielfältige Wut der Gestaltung. Michael Meyer-Blanck erkennt im Rückblick auf das Berneuchener Buch: »Durch die Arbeit der Berneuchener [...] tritt an die Stelle des durch Tradition vorgegebenen Ritus der gestaltete Ritus« (136). Damit ist auch hier eine Gratwanderung zu beschreiben: die Zurückweisung der

²⁴ Sibylle Lewitscharoff, *Vom Guten, Wahren und Schönen*, Frankfurter und Zürcher Poetikvorlesungen, Berlin 2014, 177f.

Eine Gratwanderung, die Zurückweisung der Tradition auf der einen Seite, das starre Festhalten auf der anderen, das nur Verkrustung und Erstarrung bedeuten kann.

Tradition auf der einen Seite, das starre Festhalten auf der anderen, das nur Verkrustung und Erstarrung bedeuten kann.

Es wäre für mich daher die Frage zu stellen: Sind die gemeinsamen Treffen – wie hier zum Michaelsfest – nach wie vor auch Tage liturgischer Innovation? Tage des Experiments mit Neuem, wie es die Berneuchener Treffen der 1920er Jahre prägte? Oder gibt es inzwischen doch auch hier ein Festhalten an dem, was einmal gefunden wurde (womit die Ausstrahlungskraft in die Kirchen deutlich zurückgehen würde)? Ich träume von Orten, an denen der Evangelische Gottesdienst mit so viel Liebe gepflegt und gleichzeitig so viel experimenteller Lust erneuert würde, wie das – meiner Vorstellung nach – in Berneuchen einst der Fall war.

2. Reformation, Kirche, Gottesdienst

Es ist erstaunlich und erfreulich, wie aktuell sich – gerade in diesen Jahren des Reformationsjubiläums – manche Sätze und Überlegungen aus dem Berneuchener Buch ausnehmen. Es bestehe die Gefahr, so schrieben die Berneuchener vor 90 Jahren, dass die Kirche »sich selbst in ihrem äußeren Bestand, in der Energie ihrer Arbeit, in dem Einfluß ihrer Organisationen« zu wichtig nehme und dabei ihre »Botschaft« vergesse (17). Erneut sehr pathetisch halten die Berneuchener dagegen: In dem »Protest der Reformation gegen alles fromme und selbstherrliche Menschenwerk lebt die ewige Wahrheit« (22). Dass der Glaube stumm geworden sei, erkennen die Berneuchener gerade an dem vielen Reden der Kirche (vgl. 48f).

Das Berneuchener Buch steckt dann auch voller »Kleinigkeiten«, die neu bedacht werden könnten: Die Ordination solle nicht auf das Pfarramt beschränkt werden (vgl. 121); es gehe auch darum, Personalgemeinden neben der Parochialgemeinde zu fördern (vgl. 122–124) und den Theologen nicht das »Monopol [...] in der Führung und Leitung der Kirche« zu lassen (126).

Besonders kritisch fällt der Blick des Berneuchener Buches auf jeden »selbstsichere[n] Konfessionalismus« (38). Reformation bedeutet für die Berneuchener »Befreiung« – von jeder menschlichen, endlichen Sicherung (24f), aber auch von der sicheren Heimat einer vermeintlich stabilen eigenen Konfession. Der Blick ist von Anfang an ökumenisch ausgerichtet – und kann das auch gar nicht anders sein, wenn es doch um den Leib Christi geht.

Für die Berneuchener gibt es keinen Rückzug in eine kirchliche Sonderwelt. Es geht – wo immer es um den »Formwillen« geht – auch um den Willen zur »Weltdurchdringung« (56–65). Anders formuliert: der Gottesdienst am Sonntag und der Gottes-

dienst in der Welt können im Berneuchener Buch nur zusammen gedacht werden!

Die Berneuchener hatten die Hoffnung, dass die Welt darauf warte, »daß die Kirche mit der Erkenntniskraft ihres Glaubens, mit der Symbolkraft ihrer Formen, mit dem Gleichnis ihrer Taten der Welt das Gericht und die Verheißung Gottes verkündige« (65). Ob die Welt damals, Mitte der 1920er Jahre, wirklich darauf wartete? Ob sie es gegenwärtig tut? Vielleicht mehr denn je in Zeiten, in denen traditionelle Orientierung brüchig wird, in denen sich die Gesellschaft in umfassenden Transformationsprozessen befindet und die Frage nach Religion eine kritisch diskutierte Rolle spielt!

Daher: wir brauchen Ihre Stimme in all diesen Diskussionen und eine Relektüre des Berneuchener Buches auf dem Weg zum Reformationsjubiläum 2017.

*Prof. Dr. Alexander Deeg (*1972) lehrt Praktische Theologie an der Universität Leipzig.*